

# Heiter bis wolkig

Ein Psychiatrieroman

Myrthe van der Meer



edition BALANCE



erst recht gut. Ab jetzt geht es endlich gut. »Meine Familie macht sich keine Sorgen«, schlieÙe ich.

»Haben Sie ihnen denn gesagt, wie es Ihnen geht?«

»Ich habe gesagt, dass es mir gut geht. Weil ich mich auch gut fühle – großartig sogar –, das ist doch der beste Moment, um die Gespräche mit meinem Psychiater zu beenden. Das ist doch der richtige Moment, um mit allem aufzuhören. Ich bin wirklich dankbar dafür, was Sie hier für mich getan haben, aber ich brauche diese Hilfe nicht mehr. Wie kann es mir besser gehen als jetzt?«

Dr. Panjani schaut auf die Uhr, aber ich weiß nicht, ob er sich fragt, wie schnell er mich los sein kann oder wie lange er mich noch dabehalten kann. »Dieses Gespräch läuft nicht so, wie ich es erwartet habe«, sagt er schließlich.

»Geht mir genauso«, sage ich offen heraus. Noch zehn Minuten, dann kann ich hier verschwinden, denke ich mit Genugtuung.

Er zögert und beschließt dann, einen anderen Weg einzuschlagen. »Ich kenne Sie natürlich nicht, aber Sie wirken irgendwie ...« Er sieht runter zu meinem Fuß, der ohne Unterlass gegen das Tischbein wippt. Mit einem unterdrückten Fluchen klemme ich den Fuß hinter mein anderes Bein. »... angespannt. Gestresst. Was machen Sie, wenn Sie gleich hier weggehen?«

Ich muss lachen. »Was nicht? Ich muss Tabletten holen, einen Mörser kaufen, essen, kochen, schlafen, das Übliche.«

»Tabletten? Warum sollten Sie ...« Auf einmal schreckt er auf und taucht ab in seine Papiere. »Hier steht, dass Sie in den vergangenen Wochen immer nur Tabletten für sieben Tage mitbekommen haben, um das Suizidrisiko zu minimieren. Ich habe Ihnen kein Rezept gegeben, wie holen Sie dann die Tabletten?«

»Ach, ich hatte noch Rezepte übrig. Die kriegt man bei jedem Termin mit für die Tabletten bis zur nächsten Woche. Aber wenn der Termin früher ist, dann hat man noch Tabletten über. Und Rezepte. Jetzt habe ich nur noch eins«, sage ich mit ein wenig Stolz. »Das löse ich heute Mittag ein. Den Rest habe ich gestern abgeholt.«

»Aber, wenn Sie ...«, er runzelt die Stirn. »Wie viele Tabletten haben Sie denn zu Hause?«

»Mit oder ohne dem Rezept jetzt?«

»Ohne.«

»Das weiß ich nicht genau. Manchmal kriegt man nur ein halbes Döschen und nicht jeder Film ist voll, also ...«

»Ungefähr«, sagt er kurz angebunden.

In Gedanken gehe ich die Küchenschublade durch, alle Tablettendosen und Filme, die zusammen genau in die Besteckschublade passen, als ob sie dafür gemacht ist. Als ob alles

in meinem Leben zu diesem Moment geführt hat.

»Zweihundert?«

Der Mann, der mir gegenüber sitzt, sieht mich mit ernstem Blick an. »Und was haben Sie damit vor?«

»Na ja, erst mal brauche ich den Mörser. Dann den Rest holen. Das Mahlen wird sicher Zeit kosten und das will man ja auch ordentlich machen. Und dann ...«

»Dann was?«

»Dann nehme ich sie ein. Ich dachte vielleicht morgen früh. Zum Frühstück. Mit Joghurt.«

Es wirkt so, als ob Dr. Panjani meine Worte erst verarbeiten muss. Dann versteinert sein Gesicht. »Verstehe ich das richtig, dass Sie sich umbringen wollen?«

»Selbstmord?« Ich muss lachen. »Natürlich nicht. Es geht mir gut. Kommende Woche habe ich frei. Aber ich habe genug zu tun. Ich arbeite, ich schreibe gerade an einem Text ...« Ich klopfe auf meine Tasche und fühle die beruhigende große, eckige Form meines Laptops durch den Stoff. »Ich bin nicht depressiv. Im Gegenteil: Ich fühle mich großartig. Das mache ich nicht kaputt. Nicht jetzt. Ich werde dafür sorgen, dass dieses Gefühl nie mehr kaputtgehen kann.«

»Aber wo kommt diese Idee her? Was ist passiert?«

»Nichts ist passiert. Die Zeit ist reif.«

Dr. Panjani guckt mich ratlos an.

»Es ist einfach etwas, was passieren muss. Gerade weil es mir gut geht. Das ist doch logisch? Das ist keine Verzweiflungstat. So ist es einfach am besten.«

»Sie planen also, sich umzubringen, und das ist keine Verzweiflungstat.«

»Beim Selbstmord entscheidet man sich notgedrungen für die schlechteste Möglichkeit. Ich entscheide mich aus freiem Willen heraus für die beste Option. Das ist der Unterschied.«

Es ist so, als würde mit jedem Wort der Abstand zwischen uns größer werden. Als ob der Tisch zwischen uns sich in einen Ozean des Unverständnisses verwandelt.

»Meinen Sie das ernst?«

Ich nicke.

Er schaut mich geradeheraus an. »In dem Fall bleibt mir leider nur eine Möglichkeit: Entweder Sie gehen jetzt nach Hause und geben alle Tabletten ab oder Sie werden eingewiesen.«

Ich muss lachen. »Aber das ist Unsinn! Das macht doch alles zunichte? Und obendrein habe ich einen Teil der Tabletten schon zermahlen. Da haben Sie also nichts mehr von. Und ein Rezept ist schon bei der Apotheke, also kann ich das auch nicht mehr zurückgeben.«

»Das regele ich schon«, sagt er kurzangebunden. »Die Frage ist: Sind Sie bereit, Ihre Tabletten abzugeben?«

Ungläubig starre ich ihn an. Bin ich wirklich die Einzige, die die Absurdität der Situation hier versteht? Tabletten abgeben? Meine Tabletten? Und dann werde ich wütend. Wütend, weil der Mann auf der anderen Seite des Tisches mir meinen Ausweg wegnehmen will. Den Notausgang, den ich endlich gefunden habe nach Monaten der Trauer, Depression und Selbstmordgedanken. Jetzt habe ich endlich die Lösung gefunden und die will er mir wieder wegnehmen? Er, der Ersatz-Psychiater? Jemand, der mich kein Stück kennt?

»Ich bin bereit, zu versprechen, sie nicht zu gebrauchen, aber ich will sie schon behalten.«

Das scheint ihn nicht zu beeindrucken. »Warum wollen Sie sie behalten?«

»Ich will sie in der Hinterhand haben, falls es nötig ist.«

»Sie wollen die Latte niedriger legen.«

»Ja«, sage ich überrascht. »So kann man es auch sagen. Jetzt ist eigentlich der beste Moment dafür. Aber wenn das nicht geht, dann ist es nach meinem Verständnis ein guter Moment, um Vorbereitungen zu treffen.«

»Myrthe, ich möchte, dass Sie begreifen, dass das hier eine ernste Situation ist. Ich möchte, dass Sie das ernst nehmen. Liefern Sie die Tabletten ab?«

»Wie kann ich das hier ernst nehmen, wenn es komplett unlogisch und unsinnig ist?«

»Das ist kein Unsinn.«

»Es klingt aber schon so.«

»Das verstehe ich«, sagt er, »und das ist auch das Problem.« Er schiebt sich etwas vom Tisch weg, als ob er den Abstand zwischen uns vergrößern will, und nickt bedauernd. »Und das ist auch der Grund, weshalb Sie heute noch eingewiesen werden müssen ...«

Es fühlt sich an, als hätte ich einen Schlag in die Magengrube bekommen.

*Eingewiesen.*

Ich sacke auf meinem Stuhl zusammen und drücke meine zu Fäusten geballten Hände in meinen Magen. Beinahe beginne ich, zu würgen, während ich mich in blinder Panik frage, was zum Teufel gerade passiert ist.

*Eingewiesen.*

Schon wieder. Mir ist schwindelig.

Mein Körper wird durchschüttelt von Gefühlen, die nicht mal einen Namen haben, und die Tränen fallen fassungslos zu Boden.

Dr. Panjani lächelt besorgt.

»Warum?«, schluchze ich, mehr ans Universum im Generellen gewandt als an eine spezielle Person.

»Weil es jetzt einfach notwendig ist. Weil wir herausfinden müssen, was los ist. Aber das braucht Zeit und ich möchte, dass Sie bis dahin in Sicherheit sind ... Ich will nicht, dass Sie sterben.«

Das versetzt meinem Herzen einen Stich.

Er reicht mir unbeholfen eine Packung Taschentücher. Schweigend starre ich aus dem Fenster, während er den Telefonhörer abnimmt und die Aufnahmestation unten anruft. Leise besiegelt er mein Schicksal. Ich schließe die Augen.

Das passt alles nicht zusammen. Es lief doch so gut. Ich hatte einen Plan. Ich sah endlich das Licht am Ende des Tunnels und ...

Hinter Dr. Panjani fängt die Wand wieder an, zu flackern, und ich fühle, wie sich eine unbekannte Ruhe in mir breitmacht. Mit so etwas wie Mitleid mustere ich den Mann, der mir gegenüber sitzt. So einsam hinter seinem Bürotisch, so grausam getrennt von den Funken in meinem Kopf. Denn draußen ist die Welt, aber drinnen ist das Universum.

Nichts und niemand kann mir das nehmen.

## Sergei

Viele Dinge in der Psychiatrie sind erniedrigend. Eingewiesen zu werden ist eins davon. Einen Psychiater zu haben bringt auch nicht gerade viele Punkte ein. Mit deinem Lebensgefährten zu deinem Psychiater zu gehen, um eingewiesen zu werden, ist wahrscheinlich der Inbegriff der Erniedrigung. Ich sitze also wieder auf einem Stuhl im Wartezimmer und warte darauf, dass Sergei mir meine Sachen bringt. Danach werden wir ein Gespräch mit Dr. Panjani darüber führen, wie vollkommen normal und überhaupt nicht beschämend es ist, dass Myrthe wieder eingewiesen wird. Braucht auch gar nicht so lange zu sein. Einfach, bis sie sich wieder besser fühlt.

Soweit die Theorie. Aber die Theorie lässt sich in meinem Fall manchmal nur schwerlich in die Praxis umsetzen. Psychiater haben deutlich andere Maßstäbe von Genesung als ich.

Ich schüttele den Kopf und starre wieder auf die mir gegenüberliegende Wand.

Zwischen den Türen der Therapeuten hängen dieselben Gemälde wie immer: impressionistische, fast schon abstrakte, mediterrane Landschaften in uninspirierten Ockerfarben. Aber heute wirken die Farben eher goldgelb auf meine Netzhaut. Ein wahnsinniges Glücksgefühl glüht in meiner Brust und ich wende hastig meinen Blick ab, bevor jemand es sehen kann. Das ist es, was ich meine. Das ist Glück.

Als Sergei im Gang auftaucht, nehme ich ihm sofort meine Reisetasche ab und drücke ihm einen Kuss auf.

»Hast du alles gefunden? Ein Teil meiner Klamotten war wahrscheinlich noch in der Waschmaschine, oder hatte ich sie schon aufgehängt? Und hast du mein Notizbuch dabei? Meinen Laptop habe ich dabei, aber ich muss meine Aufzeichnungen noch übertragen ...«

»Ich habe alles«, sagt er mit einem abwehrenden Lachen und setzt sich hin. »Was ist denn passiert? Warum musst du auf einmal eingewiesen werden?«

»Nichts Besonderes. Meine Stimmung oder so. Irgendwas mit Tabletten. So Zeug«, schließe ich meine Erklärung diplomatisch. Kein Wort gelogen. Ich nicke zufrieden.

Sergei wirkt weniger beeindruckt. »Warum bist du dann so nervös?«

Verwundert schaue ich ihn an. »Wieso?«

Er legt seine Hand auf mein Bein und ich merke, dass mein Fuß wieder unaufhörlich wippt.

»Du sprichst so schnell.«

»Überhaupt nicht«, sage ich extra langsam und deutlich artikuliert. »Ich habe nur einfach keinen Bock auf all das hier. Ich habe es eilig. Ich habe noch so viel zu tun.« Ich schaue auf meine Tasche. Hellorange und schön klein, absolut nicht die Art Tasche von jemandem, der länger als ein paar Tage hier bleibt ... Ich erstarre.